

Irad MALKIN (ed.), *Mediterranean Paradigms and Classical Antiquity*. London/New York: Routledge 2005. VI + 149 S., Abb., Karten.

Bedarf es neuer Paradigmen? Erscheinen die traditionellen Geschichten der Griechen und der Römer so antiquiert national konstruiert, der Hellenismus und die Romanisierung so kolonial kontaminiert, dass sie nichts mehr taugen? Für die Spätantike tobt gerade ein kleiner Kampf zwischen Kulturalismus und Konflikterzählung, doch offensichtlich sprechen die Kombattanten über zwar verschiedene, aber auch komplementäre Phänomene. Und beide Seiten handeln in erster Linie von Grenzüberschreitungen, Lernprozessen, Interaktionen, politischen, kulturellen und religiösen Hybridisierungen.¹ Selbst beim Imperium Romanum, das im historischen Atlas immer so schön flächenfarbig auftritt, ist die frühere Selbstverständlichkeit von Grenze und Territorium manchem fragwürdig geworden.²

Neue Konzepte werden also gebraucht, so scheint es. Ein besonders kühnes diskutiert der vorliegende (überteuerte) Sammelband, eine Sondernummer der „*Mediterranean Historical Review*“ (18/2, 2003). Im Deutschen vielleicht als „Mittelmeermodell“ wiederzugeben, fasst das Konzept das Mittelmeer selbst und die angrenzenden Regionen als einen Großraum, der aus zahlreichen ökologisch verschiedenartigen, aber miteinander vernetzten Kleinregionen bestehe; ihn zu erforschen „fits the new era of globalization and supranational framework“ (Malkin, S. 1). Die wissenschaftliche Genealogie beginnt bei den Geographen Carl Ritter und Alfred Philippson, doch der entscheidende Anstoß kam selbstverständlich von Fernand Braudels dreibändiger Meistererzählung „*La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philipp II*“.³ Braudel selbst hat in einem nachgelassenen Buch auch noch die Antike in den Blick genommen, doch nicht von diesem – wenig originellen und insgesamt weit hinter dem Forschungsstand liegenden – Werk ging der entscheidende Impuls aus, sondern von Peregrine Hordens und Nicholas Purcells „*The Corrupting Sea*“, dem ersten Teil eines auf zwei Bände konzipierten Werkes.⁴ Um Genese und Varianten des neuen Paradigmas kennenzulernen,

¹ G. W. Bowersock, P. Brown, O. Grabar (Eds.), *Late Antiquity. A Guide to the Postclassical World*, Cambridge (Mass.) 1999; B. Ward-Perkins, *Der Untergang des Römischen Reiches und das Ende der Zivilisation*, Stuttgart 2007; P. Heather, *Der Untergang des Römischen Weltreichs*, Stuttgart 2007.

² M. Sommer, *Roms orientalische Steppengrenze. Palmyra – Edessa – Dura-Europos – Hatra. Eine Kulturgeschichte von Pompeius bis Diocletian*, Stuttgart 2005.

³ Paris 1949, 4. Aufl. 1979; Übers.: *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.*, Frankfurt/M. 1990.

⁴ F. Braudel, *The Mediterranean in the Ancient World*. Text ed. by R. De Ayala and P. Braudel; preface and notes by J. Guilaine and P. Rouillard; transl. from the French by

liest man Malkins „Introduction“ (S. 1-8) mit Gewinn. Die sechs reich dokumentierten Aufsätze des Bandes verstehen sich als Proben und kritische Weiterführungen. Es gibt einen Index und einige, meist schlecht reproduzierte Karten und Abbildungen.

Die Lektüre sollte beginnen mit „Mediterraneanization“ (S. 30-55), weil Ian Morris darin scharfsinnig, ja brillant die wissenschaftstheoretischen und lebensweltlichen Voraussetzungen herausarbeitet, die dem neuen, durch „mobility, connectivity, and decentring“ (S. 37) definierten Modell zugrundeliegen. Das alte, von Max Weber und Moses Finley geprägte Bild der „Ancient Economy“ hatte den Stadtstaat und sein Umland im Fokus, mit Sklavenwirtschaft und begrenztem überregionalem Austausch. Diese Parameter grenzten die griechisch-römische Welt vom Alten Orient und die Antike vom Mittelalter ab. Methodisch war es, so wäre hinzuzufügen, bestimmt vom Idealtyp, einem gewissen Evolutionismus – am Ende durchaus mit Einschluss von Netzwerkvorstellungen⁵ – und der generalisierenden Strukturgeschichte. „Where the old model emphasized static cells, rigid structures, and powerful institutions, the new one sees fluidity and connectedness.“ (S. 31) Purcell wird noch deutlicher, wenn er dem von ihm definierten „borderless, mutable, uncentred Mediterranean“ bescheinigt, die Forschung endlich befreit zu haben von totalitären (!) und hegemonialen Konzeptualisierungen und damit einen Weg zu „postcolonial investigations“ zu weisen (S. 22). Malkin sekundiert mit einer semantischen Beobachtung: Während die biologische Metapher des Baumes mit seinen Wurzeln, dem Stamm und den Zweigen genealogisches, auseinanderdifferenzierendes und hierarchisches Denken evoziere, sei das Netzwerk ohne Anfang und Zentrum geradezu die Metapher postmodernen und postkolonialen Denkens (S. 56). Sogar das Bild der Fraktale wird bemüht. Doch wesentliche Teile eines romantisierten Mittelmeerbildes – gesunde Ernährung mit Olivenöl, Leben in Sonne und frischer Luft, exotische Ehrencodices und funktionierende Patronagesysteme – gehörten noch vor nicht langer Zeit in einen Diskurs über Unterentwicklung, Rückständigkeit und schwache Staaten (wunderbar: Woolf, S. 128).

Die Gründe, warum dennoch gerade jetzt ein veritabler Paradigmenwechsel im Kuhn'schen Sinn verkündet wird, liegen auf der Hand: Das Mittelmeer als Einheit ist nicht erst seit Präsident Sarkozys Bemühungen um die Wiederbele-

S. Reynolds; with an introduction by O. Murray and poem by C. Logue, London 2001 (verfasst 1968/69; amerikanische Ausgabe: *Memory and the Mediterranean*, New York 2001); P. Horden, N. Purcell, *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History*, Oxford 2000. Rezension zu beiden: L. Nixon, *JRS* 92 (2002) 195-197.

⁵ Vgl. C. Renfrew, J.F. Cherry (Eds.), *Peer polity interaction and socio-political change*, Cambridge 1986.

bung des Barcelona-Prozesses im Gespräch, und das Fehlen benennbarer und unstrittiger Grenzen der Mittelmeerregion lässt diese als Gegenstand gerade attraktiv erscheinen, weil geographische, zeitliche und disziplinäre Grenzen obsolet erscheinen. Vor allem ist es aber natürlich die Globalisierung, die Historiker in der Geschichte auch dieser Region „the same kind of connectedness that is convulsing our own world“ (S. 32) am Werk sehen lässt. Das mache eine ferngerückte Vergangenheit auf einmal wieder attraktiv. Und erneut spiele die Wertfrage wieder eine Rolle: Globalisierung als Prozess schaffe Gewinner und Verlierer, die Mediterranisierung habe das gleiche getan. Ethnische Differenzen, feste Routen und politische, kulturelle oder ökonomische Gefälle, wie sie das (letztlich kolonialistisch konnotierte) Zentrum-Peripherie-Modell kennzeichneten, lösten sich auf in einer „constantly shifting, kaleidoscopic diaspora“, einer antiken Postmoderne, wobei letztere wiederum nicht mehr als die intellektuelle und ästhetische Reaktion auf die New Economy darstelle, in der Bindungen und Begrenzungen in erster Linie als Hindernisse für den freien Fluss von Geld, Menschen und Konsum gelten. Der Limes, die Chinesische und die Berliner Mauer, das waren die Symbole bis gestern, das World Wide Web kennzeichnet das Heute und vor allem das Morgen. Und die Altertumswissenschaften, einst durch normative Kategorien und einen klar, auch durch bewusste Ausgrenzungen definierten Gegenstand⁶ zur Blüte gelangt, zwischenzeitlich aber als irrelevant und gestrig abgehängt, wittern Morgenluft und hoffen, durch Multikulturalismus, Theorieorientierung, Inklusionismus und Vergleich wieder ins Geschäft zu kommen. Die Kritik an den analogen ‚Oriental Studies‘ seit E. Said scheint nicht zu schrecken, und auch nicht die Warnung davor, die neue Forschungsperspektive durch eine geographische Bezeichnung zu naturalisieren und damit zu ontologisieren, beides, wie G. Woolf ätzend bemerkt, „a common feature of ideological discourse“ (S. 128).

Und neue Defizite drohen die alten abzulösen. Morris hält Horden und Purcell vor, die Kosten der „connectedness“ von Menschen, Gütern und Ideen sowie infolge von „sociological blindness“ (S. 42) generell Faktoren wie Konflikt, Ungleichheit und soziale Entwurzelung zu unterschätzen. Institutionen, Staaten und Imperien verschwinden auch dann nicht, wenn Jeder mit Allem vernetzt ist. Und „as we study larger and larger units, we must be more precise, not less, with definitions, typologies, criteria for falsification and quantitative tools“ (S. 51) – bewährte Standards haben also noch nicht ausgedient. Ein mögliches Narrativ skizzierend betont Morris zudem mit Recht, dass es im

⁶ So bekanntlich das Argument von M. Bernal, *Black Athena. The Afroasiatic roots of classical civilization*, Vol. I: *The fabrication of ancient Greece, 1785-1985*, London 1987; für Morris (S. 31) zählt Bernal zu den wichtigen Anregern des neuen Paradigmas.

Alttertum Konjunkturen von Mediterranisierung und Verflechtung gab, beginnend mit der Ausbreitung stadtstaatlicher Organisationsformen über die ‚globalisierte‘ Bronzezeit, die Expansion der Phoiniker und Griechen an den Küsten und das Perserreich, das zentrale kontinentale Regionen mit dem Mittelmeer verband, und gipfelnd natürlich im Imperium Romanum, das politisch, ökonomisch und kulturell das Mittelmeer, den Nahen Osten und das gemäßigste West- und Nordeuropa zu einem Raum größerer Einheitlichkeit und erleichterter Interaktionen formte.

Das Problem der räumlich-territorialen Unschärfe von ‚Mittelmeergebiet‘ geht Nicholas Purcell offensiv an (S. 9-29): Jeder Versuch, den Begriff zu verdinglichen („to reify“), führe auf Abwege, weil klimatische, agrikulturelle oder ökologische Grenzziehungen dem Konzept der komplex vernetzten Mikroregionen nicht angemessen, sondern als Hierarchisierungen und Exklusionen vielmehr „an instrument of European colonial thought“ seien (S. 13). Purcell überträgt in einem kühnen Schritt die antike, v.a. von Platon formulierte Kritik an der Seefahrt als einer sozial und politisch verderblichen („corrupting“), weil grenzenlosen und Ordnung zersetzenden Aktivität auf sein eigenes Paradigma, das den Wandel, die Transgression, die Unfestigkeit betone. „The Mediterranean historian has no use for linear boundaries“ (S. 19); Ränder erscheinen lediglich als Gradienten von Verbindung; not tue ein Vergleich miteinander vernetzter Ökonomien, Ökologien und Systeme.

Jedes neue Modell muss seine Erklärungs- und Innovationskraft in der Praxis beweisen. Der Bandherausgeber erörtert in diesem Sinne „Networks and the Emergence of Greek Identity“ (56-74) und kommt zu dem Ergebnis, dass die griechischen Siedler in den Apoikien der archaischen Zeit vor große Herausforderungen gestellt waren, es mit sehr verschiedenen Autochthonen zu tun hatten und kreative Lösungen für die vielfältigen Ordnungsbedürfnisse finden mussten, die dann auch ins Mutterland zurückwirkten. Dabei wurden sie sich ihres Griechisch-Seins stärker bewusst als die Menschen im Mutterland und konnten Identitäten wie die der Sikelioten entstehen. Das Netzwerk aus Apoikien unterlag grundlegenden sozialen, politischen und religiösen Prozessen, die sowohl Gemeinwesen als auch Individuen betrafen (S. 61). In der ‚intentionalen Geschichte‘ der Apoikien verdrängten mythische Gründerväter später oft die historischen. Ein Bewohner von Syrakus konnte sich am Ende als Bürger seiner Polis, Ex-Korinther, Sikeliote, Dorier und Hellene fühlen. – Selbst wenn Malkins Ausführungen hier etwas verplattet wiedergegeben sein sollten, so fällt einem doch die alte Cambridge-Sottise gegen Oxford ein: „Sounds true. But is it new?“

Lin Foxhall präsentiert in ihrer unbedingt lesenswerten agrarhistorischen Studie „Cultures, Landscapes, and Identities in the Mediterranean World“ (S. 75-92) eine in der Tat innovative These: Obwohl wir von der Landwirtschaft im archaischen Griechenland trotz der Hilfe von der Archäologie sehr wenig wissen, so erscheint es doch unmöglich, die vielbeschworene Krise des 7. und 6. Jh.s auf Landknappheit zurückzuführen. Vielmehr wurde viel Land nur wenig oder gar nicht genutzt, weil wenigstens den Oikoi der Subsistenzbauern – und das war die große Mehrheit – schlicht die menschliche und tierische Arbeitskraft fehlte, um mehr als etwa fünf Hektar zu bewirtschaften. Wenn in den Quellen von Landverteilung und gleich großen Losen die Rede sei, so beziehe sich letzteres immer auf Teilstücke, die an einem Tag zu pflügen waren und meist gute Qualität hatten, und impliziere keineswegs Egalität der Gesamtgrundbesitzes. Mit der Bewirtschaftung römischer Latifundien oder ottomanischer „çiftliks“ hatte die bäuerliche Welt im archaischen und klassischen Hellas das „Tagwerk“ als Flächenmaß gemeinsam – und nicht viel mehr. Selbst auf diesem Feld, im Dreieck von Mensch, Natur und Produktion, das älteren Mittelmeerkonstrukten als objektivierbares Definitionskriterium gedient hatte (Mittelmeer ist da, wo Oliven gedeihen und angebaut werden: S. 135), zeigt sich also, dass „different cultures with different conceptualizations of politics and place, society and space, have created landscapes with unique identities even directly on top of landscapes shaped by quite different ideals and ideologies“ (S. 89). Die „Mediterranisten“ würden das wahrscheinlich gar nicht bestreiten. Aber was bleibt dann noch an Erklärungskraft? Foxhalls Aufsatz gehört dennoch ab jetzt zur Pflichtlektüre – in Seminaren zum archaischen Griechenland.

Brent D. Shaw charakterisiert den Maghreb überzeugend als eine Region mehrerer Inseln zwischen der Sahara und dem Meer, in der Modernisierungen, von der Neolithischen Revolution bis zur Christianisierung, immer nachholend, dann aber schnell und sehr erfolgreich vonstatten gingen. Das Netzwerkmodell funktioniert hier nicht; die Maghreb-Gebiete waren jedenfalls anfangs jeweils „not integrated into any Mediterranean system or unity“, sondern lebten in „insulation from the constant low-level interactions taking place in the northwestern and eastern Mediterranean“ (S. 104f.). Die am Ende erreichte wirtschaftliche Prosperität bzw. die höchst erfolgreiche Christianisierung harren anderer Erklärungen, und für den generell skeptischen G. Woolf steht fest, dass die „Mediterranean paradigms“ für eine synchrone Analyse weit besser funktionieren als für diachrone Erklärungen von Wandel (131). Die von Shaw vielleicht aus Respekt behauptete „Mediterranean dialectic between North Africa and the Mediterranean“ (S. 109) bleibt jedenfalls blass, zumal der Autor am Ende Isolation und Idiosynkrasie der nordafrikanischen Kirche un-

terstreicht. „It is as if these Christianities existed in two weakly linked but alien worlds“ (S. 115) – wohl kaum ein Beweis für die Allmacht der connectivity. Nicht zufällig unterschied Augustinus dezidiert zwischen „uns Afrikanern“ und den *transmarini*.

Der bereits mehrfach zitierte Greg Woolf schließlich ernüchtert explizit, wenn er dem neuen Paradigma für Veränderungen auf dem Feld der Religion nur wenig Erklärungskraft zubilligt (S. 126-143). Es gab keine mediterranen Charakteristika von Kult oder Glauben; „Mediterranean religion‘ is a mirage“. Weder für die Ausbreitung des Mithraskultes an der Donau und in den Westprovinzen noch des Christentums innerhalb und außerhalb des Reiches bietet das Mittelmeer eine Erklärungshilfe. Und Gipfelheiligtümer gab es auch im vorkolumbianischen Amerika. Abgesehen von diesem erfrischend negativen Ergebnis bietet Woolf einen hervorragenden Überblick zu den Stärken und Schwächen der gängigen religionsgeschichtlichen Richtungen, von den ‚Indogermanen‘ bis zur „civic religion“.

Dieter Timpe hat kürzlich in eindringlicher Argumentation die Rede vom Mittelmeerraum als heuristisches oder analytisches Instrument entschieden zurückgewiesen; es fehle an Grenzen, innerer Einheit, prägender Kraft, und man habe es immer nur mit Singularitäten zu tun, weswegen der Maßstab zum Typischen fehle.⁷ Wenn wir nach den Verflechtungen zwischen Griechen und Persern, Römern und Karthagern, hellenisierten Babyloniern und babylonischen Juden, Kelten und Germanen fragten und damit unausgesprochen den „Verlust der Mitte“ im posthumanistischen Zeitalter beklagten, dann hülften keine neuen, elaborierten Modelle, sondern nur eine kritische Bewusstmachung unseres Verhältnisses zur klassischen Tradition und ihren sichernden Verstehenskategorien (Timpe, S. 21). Gleichwohl: Wenn auch nach Lektüre des vorliegenden Bandes gegenüber dem ganz großen Paradigma erhebliche Zweifel bleiben müssen⁸, so ist die Nützlichkeit des Braudel’schen Instrumentariums damit nicht geleugnet. Sinnvoll redimensioniert und auf geeignete Felder, etwa den Handel und die politische Interaktion, angewandt verspricht es bemerkenswerte Erkenntnisfortschritte.⁹ Aber für das Grand Design erscheinen hier aktueller Zeitgeist und aktuelle Politik allzu prägend. Und

⁷ D. Timpe, Der Mythos vom Mittelmeerraum: Über die Grenzen der alten Welt, in: Chiron 34 (2004) 3-23.

⁸ Sie werden auch nicht ausgeräumt durch W.V. Harris (Ed.), Rethinking the Mediterranean, Oxford 2005; s. N. Kramer, Sehepunkte 5 (2005), Nr. 12, URL: <<http://www.sehepunkte.de/2005/12/8062.html>>.

⁹ Vgl. etwa K. Freitag, Der Golf von Korinth. Historisch-topographische Untersuchungen von der Archaik bis in das 1. Jh. v. Chr. München 1999; A. Eich, Die politische Ökonomie des antiken Griechenland (6.-3. Jahrhundert v. Chr.). Köln u.a. 2006, v.a. 120 ff.

auch höchst anpassungsfähige Netzwerke können ziemlich totalitär sein, wie jeder Kenner von ‚Star Trek‘ weiß: „Wir sind die Borg. Sie werden assimiliert werden! Widerstand ist zwecklos!“

Prof. Dr. Uwe Walter
Universität Bielefeld
Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie
Universitätsstr. 25
D-33615 Bielefeld
E-Mail: uwe.walter@uni-bielefeld.de